



Korbflechter

Wald- und Holzberufe

Fast alle elementaren menschlichen Bedürfnisse wie Wohnung, Kleidung, Nahrung und Schutz vermochte der Wald zu befriedigen. Ursprünglich waren die Verwendungformen für Holz ganz einfacher Art. Holz diente der Erzeugung von Wärme, der Errichtung von Wohnräumen, der Herstellung einfacher Geräte, Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände für Haushalt, Ackerbau, Handwerk und Gewerbe. Archäologische Funde aus römischer Zeit im Gebiet des heutigen Biosphärenreservates beweisen das Vorhandensein einer Forstwirtschaft und damit die Gewinnung von Bau-, Brennholz und Holzkohle.

Altes Handwerk hat viel mit Holz zu tun. Und diese kulturgeschichtliche Tatsache macht vor keinem „Grenzbaum“ Halt. Der Waldreichtum in Pfälzerwald und Vogesen war der Quell zahlreicher Holz verarbeitender Handwerke, Gewerbe, aber auch Industrien. Besenbinder, Kienholzändler, Schießer- Kitschen-, Rechen-, Leiter- und Gabelmacher, Kochlöffel- und Wäscheklammernschnitzer und Holzschuhmacher betrieben als Hausierer einen schwunghaften Holzwarenhandel, indem sie mit ihren Produkten von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, aber auch in die Städte zogen. In amtlichen Urkunden wird dieser „verdächtige“ Personenkreis oft vagabundi, vagi in silva, silvestris, in silvis laborans, in silvis degens usw. genannt.

Hurden-, Spankorb-, Rückkettzflechter, Schindel- und Schachtelmacher verarbeiteten das gespaltene Holz zu ihren Waren und vertrieben zumeist selbst ihre Gefäße und Gegenstände. Es bestand also eine einfache Holzindustrie, die aus der bäuerlichen Nebentätigkeit hervorgegangen war und sehr oft mit dem gleichzeitigen Vertrieb ihrer Pro-

dukte einherging. In einigen Dörfern bildete sie sogar den wirtschaftlichen Grundstock für die weitere Entwicklung zu Hausierzentren, wie in Hauenstein oder Ramberg.

Bevor die Schuhindustrie im Wasgau Einzug hielt, war für die Hauensteiner der Hausierhandel mit selbst hergestellten einfachen Holzwaren der Retter in der Not. Sie fertigten Kochlöffel (wie auch die Waldhambacher), Kartoffelstempel, Holzteller, Holzschuhe und sogar Windmühlen. Auf Wagen wurden die Waren vornehmlich in die Vorderpfalz gefahren und mit Erfolg verkauft, wodurch sie sich einen zusätzlichen Verdienst verschafften. Und zu Beginn der sich entwickelnden Bürstenindustrie in Ramberg gingen noch Wurzelgräber in den Wald, um nach Baumwurzeln zu graben, die als Besatzstoff für ihre Bürsten Verwendung fanden.

Neben dem Holzwarenhandel bestand auch ein Waldproduktenhandel mit Tannen- und Kiefernzapfen, Nadelbaumsamen, Eichenrinde (zum Gerben), Anmachholz, Zunder, Reisig, Waldbeeren (Heidel- und Preiselbeeren) oder Pilzen. Dabei taten sich insbesondere die Zapfenpflücker, Rindenschäler und Besenbinder mit einer gewissen Professionalisierung hervor. Einzelne Arten des Waldproduktenhandels blieben mancherorts noch bis zu Anfang des 20. Jahrhunderts eine typische Form des Nebenerwerbs der Bewohner in Pfälzerwald und Vogesen.

Holz mit einem hohen Harzgehalt wird in Pfalz und Elsass landläufig Kienholz genannt. Dieses harzreiche Kienholz, insbesondere das Holz aus den Wurzelstöcken der Kiefer, wo häufig viel Harz eingelagert ist, besitzt aufgrund seines hohen Kohlenstoffanteils eine hohe Brennkraft. Als Anmachholz eignet es sich vorzüglich sowohl zum Anzünden eines Feuers wie als eigene Lichtquelle gleichermaßen:

„Im Holzlande – der Waldgegend von Trippstadt bis Waldfischbach – brennt man in einem Loche der Wand fette Holzspäne oder

harzigen ‚Kien‘, das Herz des Kiefernholzes, oder bedient man sich des ‚Lichtstockes‘, einer Vorrichtung, womit auf einem inmitten der Stube befestigten, freistehenden Stabe ein fortwährendes Licht aus solchen Spänen unterhalten wird.“ So heißt es in einer volkskundlichen Beschreibung aus dem Jahre 1867.

Bevor man Laternen, Leuchten und Lampen kannte, dienten schon seit mittelalterlicher Zeit brennende Kienspäne mit ihrem offenen Licht als häusliche Beleuchtungsquelle. Selbst als die modernen Lichtspender auftraten, war die Qualität des Kienholzes, leichte Brennbarkeit aufgrund des Harzgehaltes, gefragt. Die Nutzung des Kienholzes als Feuer-Anmachholz wurde zum Geschäft.

Um 1900 verkauften in Kaiserslautern arme Leute aus dem Pfälzerwald Kienholz in Bündeln, die mit weißer Baumwollschnur umwickelt und in großen Körben aufgeschichtet waren. Die Kienholzhändler gingen von Haus zu Haus. Vor Einbruch der kalten Jahreszeit wurden sie schon ungeduldig von den Kunden erwartet. Die Kienholzhändler, die in der Regel arme Leute waren, ließen sich von der Forstbehörde kieferne Wurzelstöcke anweisen, die sie mit unsäglich Mühe, aber mit großem Geschick, ausgruben und daraus bernsteinfarbige, harzhaltige Kienspäne spalteten.

Schaidt und Münchweiler a.d. Rodalb haben beide den Necknamen Kienholzspickler. Picken heißt ‚hacken‘, womit das Zuhacken in schmale Späne gemeint ist. Die Schaidter trugen ihr Anmachholz aus dem Bienwald auf den Landauer Wochenmarkt, die Münchweiler ihres auf den Pirmasenser Wochenmarkt, wie in der Chronik von Münchweiler an der Rodalb nachgelesen werden kann:

„Unsere Vorfahren haben mit diesem Holz im nahen Pirmasens ihre Geschäfte gemacht und die Haushaltskasse aufgebeßert. Insbesondere bei Frauen und Kindern war das stark harzige Kie(n)holz gefragt. Es

wurde mit der Handsäge in Stücke von 20–25 cm Länge geschnitten und mit der Axt gespalten. Diese Scheite zerkleinerte man nochmals in fingerdicke Späne, die bei uns Schliwwer heißen.

Eine Handvoll solcher Schliwwer wurde mit Stroh oder Schnur zu einem Bündel zusammengebunden und im Schopp (Schuppen) gestapelt, damit es auch schön austrocknen konnte. Hatte man ein größeres Quantum beisammen, wurde der Handwagen, mit dem man vieles transportieren konnte, mit den Bündeln beladen und nach Pirmasens gezogen. Wer keinen Wagen hatte, trug seine Schliwwer in einem Sack in die Stadt. Dort ging man von Haus zu Haus und bot seine Kie(n)-holzbündel zum Kauf an. Die Städter benutzten das Kie(n)holz, um ihre Öfen und Herde anzufeuern. Vor 1900 wurde ein Bündel für drei Pfennige verkauft, zwei für fünf Pfennige. Logisch, daß die letzten Bündel auch unter Preis verkauft wurden, denn wer wollte schon sein Kienholz wieder mit zurück nach Münchweiler nehmen?

Neben dem Kienholz sammelten die Kinder damals auch Hutzeln (Kiefern- und Tannenzapfen), die ebenfalls verkauft wurden. Sie wurden nachgelegt, nachdem das Kienholz im Ofen brannte.

Der Handel mit Kienholz bedeutete den Münchweilern noch bis kurz nach dem I. Weltkrieg eine zusätzliche, wenn auch kleine Einnahmequelle. Doch scheinen sie ihr Geschäft gut verstanden zu haben. Würde man sonst bis zum heutigen Tag die Münchweilerer als Kieholz bezeichnen?“

Als Erinnerung an diese Zeit feiert man dort alljährlich an Pfingsten das Kienholz-Fest, erstmals war dies im Jahre 1979.

Den Rumbachern ruft man Salztrippler, weil, wie eine Ortsüberlieferung besagt, die Holzschuhe tragenden Bauern mit ihrem Kienholz ins ca. 20 km entfernte Wissembourg gegangen wären und es dort im Salzhaus gegen Salz eingetauscht hätten.

Mit jedem Teil eines Baumes wussten unsere Vorfahren etwas praktisches anzufangen, nichts blieb ungenutzt. Selbst die dünnen Zweige der Bäume, das Reisig, wurde verarbeitet. Vor allem aus Birkenreisig und je nach Gegebenheit auch aus Ginster fertigten die Menschen allerorten die haltbaren Stall- und



Wald- und Holzberufe_1

Straßenbesen. Das Besenbinden zählte wie das Korbflechten zu den üblichen bäuerlichen Winterarbeiten der autarken Hofwirtschaft. Es war noch im 19. Jahrhundert eine allgemein verbreitete und zumeist saisonal ausgeübte Tätigkeit, zu der (zunächst) kein Fachmann notwendig war.

Doch bald schon entdeckten die Bewohner mancher Orte, dass sich eine Spezialisierung auf das Besenbinden im wörtlichen Sinne be-

zahl machte, zumal wenn sie zusätzlich den Verkauf ihrer selbst gefertigten Waren übernahmen, die aus einem einfach zu erhaltenen, im Überfluß vorhandenen und zudem kostenlosen Rohstoff bestanden. So entwickelte sich das Besenbinden von der bäuerlichen Nebentätigkeit zu einem Haus- und Wandergewerbe. Allerdings steht der Besenbinder in keinem guten Licht. Wenn es eine soziale Hierarchie unter den in Waldgebieten lebenden Gewerbetreibenden gibt, dann sind es die Besenbinder, die ganz unten auf der Stufenleiter stehen.

Der ambulante Handel, das Hausieren von Ort zu Ort, versprach besonders in schlechten Zeiten und in armen Gegenden den größten wirtschaftlichen Erfolg. Vor diesem sozialen und wirtschaftlichen Hintergrund des 19. Jahrhunderts wird verständlich, warum einigen Orten bis in unsere Zeit hinein der Neckname ihres alten typischen Gewerbes und damit das Stigma der Armut anhaftet: Besenbinder.

So werden bis heute eine Reihe pfälzischer Orte geheißen wie Burgalben, Fischbach (KL), Iggelbach, Mackenbach, Schwanheim und Winzeln. Ohne dass ihre spezielle Tätigkeit, das Besenbinden, ihnen den Ortsnecknamen eingebracht hätte, waren allgemein in der Pfalz die Busenberger Besen- und Holzschuhhändler bekannt.

Noch im 18. Jahrhundert waren in Pfälzerwald und Vogesen die alten Waldgewerbe wie das der Köhler (Zulieferer der Eisenerzschmelzen), der Pottaschsieder (Zulieferer der Glashütten und Seifensiedereien), der Rußbrenner (Farbgebung) und der Harzbrenner (Schusterpech, Wagenschmiere) vorherrschend. Doch schon im 19. Jahrhundert ist ein stetiger Niedergang der frühen Waldindustrien festzustellen. Anstelle der unter Einsatz von Feuer veredelten natürlichen Rohstoffe trat zunehmend der Handel mit Kaufmannsware in den Vordergrund. Schon die frühen Waldindustrien wie die Herstellung von Glas und

die Gewinnung von Metallen aus Erzen boten als Pottaschsieder, Harzbrenner, Rußbrenner oder Köhler Verdienstmöglichkeiten. Sie veredelten den Rohstoff Holz unter Einsatz des Feuers zu Harz, Pech, Terpentin, Ruß oder Holzkohle. Diese Berufe waren aber infolge der wirtschaftlichen Umwälzungen im ausgehenden 19. Jahrhundert nicht mehr gefragt.

Das im Wald gewonnene Harz war früher der Ausgangsstoff für die Herstellung von Pech und Wagenschmiere. Siedlungen in Pfalz und Elsass mit dem Namen Harzofen weisen auf das Gewerbe und die alte technische Einrichtung hin, ebenso der Neckname Harzlöcher für die Hohenecker. Umherziehende Wanderhändler, die Harzkrämer, boten in den Dörfern das zähflüssige Harz mit dem Ruf „Wä(gen)schmier“ oder auch Nebenprodukte wie Kienöl oder Holzöl an. Die wandernden Harzkrämer waren zumeist auch die Erzeuger ihrer Waren.

Sie waren mit einem Schubkarren oder einem kleinen Wagen unterwegs, der von einem Esel, mageren Schimmel oder gar von einem Hund gezogen wurde. Harzkrämer waren allem Anschein nach eine markante Erscheinung unter den Wanderhändlern. So glänzend ihr Aussehen war durch die klebrig-zähe Masse auf Kleider und Körper, so armselig waren ihr Gewerbe und ihr Verdienst.

Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts kam der Harzhannes aus dem Holzland (Pfälzerwald) mit seinem Esel, dem Harzesel, an dem links und rechts ein Fässchen hing, und bot seine Ware feil. Es ist glaubhaft überliefert, dass Wattenheimer geradezu einen „Welthandel“ betrieben und nach Überlieferung der Familie Bügler auf ihrer „Karchschmierdur“ sogar bis nach St. Petersburg gekommen sind.

Im Nordelsass war Louis Hebtig (1854–1933) ein legendärer „Karrichschmiermann“. Beladen mit einem Fass voll Schmieröl aus Pechelbronn durchstreifte er mit seinem Schubkarren die Dörfer nördlich des Hage-



Wald- und Holzberufe_2

nauer Forstes, um den Bauern Wagenschmiere zu verkaufen. An seine Person und die mit dem Gewerbe zusammenhängende Erdölindustrie erinnert das Französische Erdölmuseum in Pechelbronn.

In Pechelbronn wurde bis 1970 Erdöl gewonnen. Der französische Teil des Biosphärenreservats ist die älteste Erdölgegend Europas, denn das Erdölfeld ist bereits seit dem 15. Jahrhundert bekannt. 1734 beschreibt J. H. Hoeffel in seiner Doktorarbeit über die Entstehung des Erdöls und seine Anwendung als Heilmittel. Es wurde bei der Behandlung von Zahnschmerzen empfohlen, gegen Lähmung, Hexenschuss und Gicht. Ja, selbst gegen Läuse und Flöhe soll es nützlich gewesen sein.

Mit Pechelbronner „Karrichschmier“ gefettet waren nicht nur die Radbüchsen der herrschaftlichen Kutschen, die von Buchweiler aus durch die Hanau-Lichtenberger Lande fuhren, damit geschmiert waren auch die der

prachtvollen Chaisen am Hofe des Sonnenkönigs Ludwig XIV. Die petrolhaltigen Quellen, die am Fuße der Vogesen, im Schatten des Sulzer Kopfes zu Tage traten, brachten dem nach Lichtenberg eingehirateten Graf Philipp I. von Hanau den Ruf ein, der erste Ölprinz Europas zu sein. Das Entgelt für ungezählte Tonnen Öl aus Pechelbronn soll für den Ausbau der Militärkolonie und der Garnison in Pirmasens geflossen sein.

Der Spitznamen der Bewohner von Merkweiler ist Schmierlottel, wegen der Nähe des Pechelbronner Petroleumsbergwerkes, das im Volksmund Schmierhütt genannt wird und wo viele Arbeiter aus Merkweiler beschäftigt waren.

Der Name Harzkrämer wird heute noch allgemein als Spott- und Schimpfname gebraucht. Das hängt damit zusammen, dass der Beruf des Harzsieders und Harzkrämers in alter Zeit nicht immer in einem guten Ruf stand und sie ihre Kunden manchmal auch „anschierten“, wie folgendes Beispiel zeigt. Georg Roth, der Pächter der Harzbrennerei im Elmsteiner Wald, informiert am 17. Juni 1828 die Königlich Bayrische Regierung des Rheinkreises:

„Da aber seit einiger Zeit in der Gemeinde Karlsberg Kanton Grünstadt sich Harzhändler aufstellten, welche diese Waare im Auslande (Zollschranken) beziehen, und selbst mit Wissen des dortigen Bürgermeisters, der selbst den Harzhandel im großen treibt, in der Gemeinde mehrere kleine Harzöfen errichtet sind, wozu der Kien (Kiefernholz) in den dortigen Waldungen auf eine unerlaubte Weise beigebracht wird, der sich ergebende Harz, von geringer Qualität, wird dann an die Harzhändler um den geringsten Preis verkauft, mit dem Ausländischen vermischt und der unerfahrene Landmann durch die schlechte Waare betrogen.“

Unter allen Handwerkern gab es einen, der das Holz im Wald förmlich wachsen sah und wachsen hörte – es ist der Wagner. Er war wahrscheinlich derjenige Holzhandwerker,

der am direktesten mit den Bäumen umging und er hatte einen scharfen Blick für Passung und Eignung. So war ein von Natur krumm gewachsenes Stück Holz ein von den Wagnern begehrter Werkstoff. Die Wagner in Pfalz und Elsass hießen deshalb im Volksmund auch scherzhaft Krummhölzer. Sie suchten sich noch im 20. Jahrhundert selbst ihr Holz im Wald und richteten es im Rohen zu. Ein sprachlicher Hinweis auf solche Stellen ist beispielsweise das „Wienertal“ bei Kaiserslautern, das eigentlich Wagnertal meint. Einst gab es neben dem eigentlichen Wagnerhandwerk noch andere verwandte Handwerker wie Pflugmacher, Felgenhauer und Achsenmacher, die sich ihr Rohmaterial im Wald holten und auch vor Ort bearbeiteten. Nach dem arbeitsteiligen Prinzip wurde so die getrennte Herstellung von hölzernen Rädern und Wägen betrieben.

Die Herstellung landwirtschaftlicher Geräte war Voraussetzung und Grundlage jeglichen bäuerlichen Wirtschaftens von Anbeginn an. Der Wagner zählte wie Sattler oder Schmied zu den typischen Dorfhandwerkern und stell-

te Schlitten, Kasten- und Leiterwägen sowie landwirtschaftliche Geräte wie Pflug, Egge, Schubkarren, Walze, Werkzeugstiele und anderes mehr her.

Es waren jeweils pfälzische und elsässische Wagner und Kolonisten, die zwei besondere, ganz unterschiedliche landschaftsbezogene Wagentypen konstruierten. Zum einen gibt es den sogenannten Conestoga Wagen, und zum anderen den Selzer Wagen. Der erstere wurde ausschließlich im Conestoga Tal in Südpennsylvania von dort sesshaft gewordenen pfälzischen Wagnern und Stellmachern gebaut. Er war ein Wunderwerk handwerklicher Kunst und Technik in Amerikas Pionierzeit, ein robustes Frachttransportgefährt, bekannt aus vielen Westernfilmen, die den Zug der Pioniere in den Westen Amerikas zeigen. Die Erschließung des Kontinents bis hin zur pazifischen Küste wäre ohne dieses Gefährt unmöglich gewesen. Der große und schwere (pfälzisch-elsässische) Planwagen entsprach exakt den Bedürfnissen in Nordamerika, wo weite Strecken für den Lastentransport zurückgelegt werden mussten.





Wald- und Holzberufe_4

Er war ein wesentlicher Bestandteil der Ausstattung eines pfälzisch-deutschen Bauernhofes in Pennsylvania. Mit diesem Wagen, der von vier oder fünf Pferden einer besonderen Rasse gezogen wurde, brachten die Farmer über die schlechtesten Straßen Ladungen von 2 000 und 3 000 Pfund Gewicht ihrer land-

wirtschaftlichen Produkte auf die Märkte. Der Arzt Dr. Benjamin Rush beschreibt 1789 diesbezüglich die Eigenarten der „deutschen“ Bauern in Pennsylvania: „In den Monaten September und Oktober ist es ein gewöhnlicher Anblick auf den Straßen der Bezirke Lancaster und Reading, wie an einem Tag 50 oder

100 dieser Wagen der deutschen Bauern auf ihrem Weg nach Philadelphia sind.“

Mit großen und schweren Planwagen, ähnlich wie wir sie auch als Conestoga Wagen in Nordamerika von den Pfälzer Siedlern kennen, machten sich auch die südpfälzisch-elsässischen Kolonisten auf ihren Auswandererzug nach Osten bis nach Südrußland, gezogen von zwei Pferden, manchmal auch nur von einem. Gewöhnlich wurde mit einem Wagen eine Familie von vier bis fünf Personen befördert. Aber es gab auch Familien, die mit acht oder neun Kindern auf einem Wagen saßen. Nach Ansicht von Joseph Stuart Height, einem Nachfahre eines südpfälzischen Russlandauswanderers, macht die Tatsache, dass mit den Wagen die Familien mit samt ihrem Reisegepäck, dem Proviant und der notwendigen Ausrüstung auf einer Strecke von rund 3 000 Kilometer zu transportieren war, klar, dass es große und schwere Wagen waren, wie sie einst von den Dorfhandwerkern im Elsass und in der Pfalz gebaut wurden. Manchmal organisierten sich 15 bis 20 Familien zu einem gemeinsamen Wagenzug in die russische Steppe. Im Prinzip entsprachen die Conestoga Wagen aus Pennsylvania diesen auf dem Trek nach Osten gebrauchten Wagen. Für den landwirtschaftlichen Betrieb in der russischen Steppe nach ihrer Ansiedlung in Südrußland waren jedoch andere, leichtere Gefährte gefragt. Dazu gehörte vor allem der sogenannte Selzer Wagen, ein Kastenwagen mit schmalen Rädern und leicht im Zug, als ideales Steppegefährt. Er ist benannt nach dem Handwerkerort Selz im Schwarzmeergebiet. In der weiten russischen Steppe ließen sich

zwischen 1808 und 1810 mehrere tausend Kolonisten aus dem Drei-Ländereck Baden, Elsass und der Pfalz nieder. Sie benannten ihre neuen Dörfer nach den ihnen aus ihren alten Heimat bekannten und vertrauten Siedlungen: Landau, Rohrbach, Kandel, Speyer, Mannheim, Karlsruhe, Rastatt, Worms, Sulz, Selz, Straßburg,.

Die Entfernung vom Dorf bis zur Grenze der Gemarkung der Nachbarkolonie konnte 10 km und mehr betragen. In der ungeheuren Weite der Steppe fürchteten sich die Bauern



Wald- und Holzberufe_5

die Orientierung zu verlieren und stellten, auf ihrem Feld angekommen, den Wagen sofort herum, damit die Deichsel in Richtung des Dorfes weise. Der Selzer Wagen hatte eine akustische Besonderheit. Der Schmied gab jedem Bauern seinen eigenen „Ton“ am Wagen, indem er eine eigens gestimmte Klingelscheibe zwischen Wagenachse und Radnabe anbrachte. So konnte jeder Kolonist schon in großer Entfernung, selbst wenn er im Staub der Steppe noch nicht zu sehen war, am Klang seines Wagens erkannt werden. Hatte der Bauer mehrere Wägen, so waren alle auf „seinen“ Ton gestimmt.